

# Unser monatelanger Weg als Reichsdeutsche aus Dauba im Sudetenland über Berlin nach Hamburg ab Mai 1945

Die Zeitzeugin Magdalena S. berichtet von ihrer Flucht mit ihren Kindern aus dem Sudetenland nach Hamburg. Ihre Route führte sie, aufgrund zerstörter Bahngleise über Chemnitz, weitere sächsische Städte, Berlin und schließlich zur Sektorengrenze nach Westdeutschland. Das Ziel ihrer Reise Hamburg haben sie erreicht. Die Zeugin schildert, welche alltäglichen Probleme, angefangen bei Hunger bis zu Kopfläusen und Krankheit sie auf ihrer langen Flucht zu bewältigen hatten.

## **Vorwort von Ilse St., die für die Übergabe des Berichts ins Archiv verantwortlich war.**

Niedergeschrieben hat diesen Bericht Frau Magdalena S. Sie war die Frau meines früh verstorbenen Cousins Herbert R. und hat sich später in Hamburg wieder verheiratet. Meines Wissens war sie eine geborene G.

Ich, Ilse St., schreibe dies hier auf, um die Autorin des nachfolgenden Berichts so genau wie mir jetzt noch möglich zu identifizieren. Denn das ist auch schon fast alles, was ich von ihr weiß. Wir hatten, nachdem wir uns vor ca. 70 Jahren im Elbetal im Sudetenland als angeheiratete Verwandte begegnet waren, in der Nachkriegszeit so wenig miteinander zu tun, dass wir uns eigentlich aus den Augen verloren hatten und ich nicht einmal mehr weiß, wann sie in den letzten 20 Jahren verstorben ist.

Dennoch hat das nachfolgende Manuskript in der Nachwendezeit zu Beginn der neunziger Jahre den Weg zu mir gefunden, weil ich offenbar zu dem Personenkreis von Magdalena her gesehen gehörte, der sich in das Geschehen ihres Berichts ohne große Schwierigkeiten hineindenken konnte; denn der spielt in den Monaten der Nachkriegszeit vor 67 Jahren, als Deutschland zerstört darniederlag und alles drunter und drüber ging. In diesem Chaos zog Magdalena mit mehreren Kindern und verwandten Frauen aus Dauba in Nordböhmen nach Hamburg. Sie schildert ihre Erlebnisse und Sorgen so klar und verständlich, dass ihr Bericht nachfolgenden Generationen nicht vorenthalten werden sollte, sobald die daran geht, sich von dem, was 1945 geschah ein der Wirklichkeit wenigstens angenähertes Bild zu machen.

## **Vorwort von Magdalena S., der Verfasserin des Berichtes anlässlich des Mauerfalls.**

Den Fall der Mauer, dieses große Ereignis, nehme ich zum Anlass, meinen Kindern und Enkelkindern, Nichten und Neffen ein Kapitel unserer gemeinsam erlebten Geschichte mal wieder etwas näher zu bringen. Vieles wissen ja die Großen noch von damals aber die Kleineren wie Michael, Jutta und Reinhard, können sich nur schemenhaft daran erinnern. Wir alle waren:

Unsere Oma R., 73 Jahre alt, mit ihrem Huckekorb auf dem Rücken,  
Tante Hermine mit Lotti und Manfred,  
Tante Elli mit Christliebe, Rosemarie und Reinherz,  
Tante Gretel mit Eva-Maria und Michael,  
Tante Herta mit Jutta und Schwester von Lenchen.  
Tante Lenchen mit Marianne und Reinhard

Wir alle machten uns zusammen auf den Weg, und zwar mussten große Strecken zu Fuß zurückgelegt werden. Manfred bekam von seiner Mutter Order, Jutta in der Karre zu schieben, Eva-Maria ihren Bruder Michael und Marianne ihren Bruder Reinhard. Alle Kinder waren immer willig und bereit dazu. Wir schrieben das Jahr 1945, der große Krieg war vorbei, die Russen<sup>1</sup> in Dauba (Dubá) einmarschiert.

Nachdem wir des Öfteren im Amt Dauba vorstellig geworden waren (der Zahnarzt im Haus gab mir endlich den Wink dazu), bekamen wir eine Ausreisegenehmigung mit einem russischen Stempel versehen. Und dann ging es los, jeder nahm mit, was für dringlich gehalten wurde und doch fehlte uns nachher soviel.

Ein Fuhrwerk, ein befreundeter Bauer aus dem Grund, wagte für uns die Fahrt mit einem unbeschlagenen Pferd nach Hirschberg (Doksy, an der Bahnstrecke Jungbunzlau – Böhmisches-Leipa im Sudetenland). Wir alle vertrauten unsere Koffer und dergleichen dem Fuhrwerk an, geleitet von dem treuen Mann. Wir verließen den romantischen Grund, die Heimat von Hermine, Herrndorf (Panská Ves) im Rücken. Keiner zeigte irgendwelche Gefühle, wir dachten nur daran: „Wie kommen wir nach Hamburg?“

Es war das schönste Maiwetter und wir schwitzten alle fürchterlich, es machte aber keiner schlapp. Wir waren glücklich alle zusammen sein zu können, erhofften wir uns tief im Herzen dadurch doch etwas Beschütztsein. Einer für alle, alle für einen. Und so wurde es dann auch! In Hirschberg angekommen, bekamen wir alle eine Fahrkarte bis Hamburg ausgehändigt, die wir hoffnungsvoll in Empfang nahmen. Ich bezahlte mit Silbergeld, das angenommen wurde. Die Fahrkarte kostete 50 Reichsmark – sie galt bis Hamburg. Und dann traten wir eine Reise an, die fast vier Monate später erst beendet sein sollte. Wie gut, dass wir alle damals nicht wussten was vor uns lag.

Während wir auf dem Bahnsteig in Hirschberg auf den Zug warteten, wurden immer wieder viele Mitreisende von den Russen gestellt und mussten ihr Gepäck zeigen, wobei so manches Stück den Besitzer wechselte. Dann plötzlich lief der Zug ein, und wir alle mit Sack und Pack hinein ins Gedränge und sagten der schönen Gegend adieu, die uns für ein dreiviertel Jahr Heimat geworden war. Unsere nächste Station war Böhmisches-Leipa (Česká Lípa), wo wir schon wieder aussteigen mussten. Hier verbrachten wir die erste Nacht und zwar im Bahnhofsgebäude mit vielen Mitreisenden. Wir nahmen uns eine geräumige Ecke für alle, machten es uns auf den Koffern lagermäßig, so gut es ging, gemütlich und hüllten uns in Decken, damit wir von den dauernd kommenden Russen nicht entdeckt wurden. Als Schutzwall vor uns saßen unsere Oma, Tante Elli und Tante Hermine, die Kopftücher tief ins Gesicht gezogen. So ging die Nacht ohne Schlaf vorüber und morgens ging es dann nach Tetschen-Bodenbach (Děčín).

Tetschen-Bodenbach war für uns die letzte Station in der Tschechoslowakei. Der Bahnsteig dieser Stadt war brechend voll; unübersehbare Menschenmengen wollten fort. Wir hatten Angst uns zu verlieren. Die Russen patrouillierten ständig zwischen den vielen Ausreisewilligen und Kontrolle wurde laufend vorgenommen. Die Koffer mussten geöffnet werden und wertvolle Sachen wurden weggenommen. Alle schwebten in Angst. Anne

---

<sup>1</sup> In Berichten wie diesem begegnet man immer wieder dem Topos „des Russen“ oder Russland. Gemeint war damit die Sowjetunion, welche ein multiethnischer Staat, der nach dem Krieg 15 Sowjetrepubliken zählte war. Zieht man das während des Zweiten Weltkrieges gewaltsam annektierte Baltikum (also drei Republiken) ab, dann kommt man auf 12 Republiken. Genau wie die Sowjetunion mit Russland gleichgesetzt wird, werden auch Russen und die „Rote Armee“ gleichgesetzt, was sich im Topos „Der Russe“ manifestiert. Die Gleichsetzung „Russen“ mit der Roten Armee hat wahrscheinlich mehrere Gründe. Erstens: Die propagandistische Gleichsetzung des Kommunismus/Bolschewismus und der gesamten Sowjetunion mit ihrer größten Republik (Russland) durch die nationalsozialistische Propaganda. Zweitens: Die Lingua Franca der Sowjetunion war Russisch, somit werden also alle sowjetischen Soldaten aufgrund ihrer Lingua Franca fälschlicherweise als „die Russen“ bezeichnet bzw. mit der Sprache identifiziert, obwohl ihre Muttersprache Ukrainisch, Belarusisch, Kasachisch oä. sein konnten. Wichtig ist an dieser Stelle nochmal zu betonen, dass es sich bei Russisch, Ukrainisch und Belarusisch zwar um ostslawische Sprachen handelt, die auch einen gewissen Verwandtschaftsgrad zueinander aufweisen – allerdings jede für sich selbstständig ist.

verschwand schon immer von selbst ein paar Schritte von uns entfernt, hatte sie in ihrem Schulranzen doch ein paar Bestecke

Nun lief der Zug ein und man kann sich nicht vorstellen, wie schnell die Menschen auf die Trittbretter sprangen, um sich mit Sicherheit einen Platz zu sichern. Es war eine Hölle. Wir mit unseren Kindern und dem vielen Gepäck hatten Ängste auszustehen, mitzukommen. Aber unsere vorbildliche Umsicht schaffte es, erst einmal alle Kinder, das Gepäck so schnell wie möglich und dann wir selbst. Wir guckten uns nur nach uns selbst und nach dem Gepäck um, ob auch alles beisammen war. Wir hatten alles geschafft und unsere Oma war zwischen uns, sie war noch sehr helle und passte auf vieles auf.

Wir hatten unserer Meinung nach nun schon eine große Wegstrecke geschafft und hofften, mit diesem Tempo wenigstens in drei bis vier Wochen in Hamburg sein zu können. Wir wussten ja, dass in Sachsen und die Strecken nach Berlin kaputt waren. Aber alles fiel anders aus, als wir es uns je erträumt hätten. Der Zug, in den wir hoffnungsvoll eingestiegen waren, brachte uns nach Chemnitz. Da war erst einmal Schluss. Wer wenig Gepäck hatte und vielleicht schon größere Kinder hätte zu Fuß zum Amerikaner gehen können.

Das Risiko hätten wir uns aber nicht aufladen können, dafür waren unsere Kinder noch zu klein und unser Gepäck zu groß. Mit dem vielen Gepäck hatten wir sowieso unsere Sorgen, denn wir standen nun vor der Frage, wie transportieren wir es weiter. Auf dem Bahnsteig in Chemnitz, auf den wir per Zug eingelaufen waren, mussten wir drei Tage und drei Nächte zubringen. Mit uns auch viele andere Reisende. Auf den Koffern wurde geschlafen, und unser großes Glück war, dass wir Zudecken mitgenommen hatten, wenn sie beim Transport auch hinderlich waren. Ich erinnere mich noch daran, dass vormittags warme Getränke ausgegeben wurden und bei den Toiletten standen ständig Schlangen von Menschen. Da wir auf diesem Bahnsteig nicht ewig bleiben konnten, beratschlagten wir, uns nach einer Bleibe umzusehen und so kamen wir in eine Schule, die gut 30 Minuten zu Fuß entfernt lag. Dort bekamen wir eine ganze Klasse für uns zugewiesen.

Abends mussten sich die Neuankömmlinge beim Leiter der vielen Reisenden melden, und wir wurden darüber unterrichtet, dass wir auf keinen Fall ansteckende Krankheiten bekommen dürften, da es uns dann schlecht ergehen würde. Auch andere Instruktionen bekamen wir mit auf den Weg, die uns eher niedergeschlagen machten als dass sie uns hätten Mut zusprechen können. Wir richteten uns aber danach was uns gesagt wurde.

Zunächst kundschafteten wir erst mal aus wie wir zu einer warmen Mahlzeit am Tage kommen konnten. Das war ja nicht so leicht, hatten wir doch fast keine Lebensmittel bei uns. Die alten Lebensmittelkarten waren noch gültig und die hatten wir uns auch alle mitgenommen. Dadurch konnten wir wenigstens morgens um vier Uhr uns beim Bäcker anstellen, um vielleicht Brot zu bekommen. Das gelang dann auch meistens. Weiter gingen wir Frauen dann über die umliegenden Dörfer, um dort vielleicht ein paar Kartoffeln zu bekommen. Manchmal glückte uns so ein Tagesmarsch. Sogar eine kleine Spitztüte Mehl bekam ich einmal. Dadurch gelang es mir, abends eine Wassersauce mit Petersilie aus einem Schrebergarten herzurichten. Ein Festessen. Die Kartoffeln wurden natürlich nur in Schalen gekocht und mit diesen auch gegessen. In das Kartoffelwasser kam ein wenig Viehsalz, anderes war nicht aufzutreiben.

Im übrigen lebten wir alle von unserer Substanz. Wir hofften deshalb inständig, die richtige Fährt eingeschlagen zu haben und heil und gesund nach Hamburg zu kommen, irgendwann. Ja, heil und gesund. Unsere Kleinen, besonders Michael und Reinhard, litten immer unter Durchfall. Aber keine Apotheke hatte ein Mittel außer Kohle. Zum Glück half dieses Mittel vorübergehend. Unsere Oma hatte getrocknete Heidelbeeren eingesteckt und davon gab sie dann den Kleinen.

Auf einem Erkundungsgang in die umliegenden Dörfer fanden wir einen Tischlermeister, der Bollerwagen anfertigte. Diese praktischen Wagen waren sehr gefragt; denn das Gepäck der vielen durchziehenden Reisenden musste ja befördert werden. Wir alle kauften uns solch ein Gefährt, nur hielt der Wagen bei Gebrauch nicht so lange. Wir mussten damit noch zu einem Schmied gehen, der uns dann half. Er entfernte die Nägel aus dem Wagen und ersetzte diese mit Schrauben. Erst dann hatten wir Sicherheit und konnten unser Fahrzeug wieder benutzen. Wir waren jetzt fein raus.

Inzwischen war es Ende Juni geworden und wir wurden alle unruhig wegen des langen Wartens in Chemnitz. Selbstverständlich erkundigten wir uns ständig beim Bahnhofsschalter, ob die Zugverbindung mit Berlin schon hergestellt sei. Wir wurden aber immer wieder vertröstet. Bei so einer Tour traf Tante Elli eine Dame, der sie mit Wehmut unsere Misere beschrieb. Die Dame erkundigte sich, wie viele Personen wir denn seien und versprach, am nächsten Tag mit einem großen Topf voll Essen zu kommen, damit wir einmal vernünftig essen könnten. Die liebe Frau hielt wirklich Wort. Diese gute Frau kam mit einem großen Topf voll Essen an und alles wurde verteilt. Ja, es gab damals Zeichen und Wunder, wir haben es öfter kennengelernt. Zum Glück mussten wir die ganzen vier Wochen in der Schule in Chemnitz nicht nur auf den Koffern oder dem Fußboden schlafen, sondern, hellhörig wie wir waren, erfuhren wir, dass die umliegenden Häuser Luftschutzkeller hatten und nun die darin aufbewahrten jetzt unnötig gewordenen Luftschutzmatratzen loswerden wollten. Wir machten uns alle auf den Weg und holten uns die von uns für einigermaßen für gut gehaltenen Matratzen in die Schule. Danach war das Schlafen für uns einigermaßen gemütlich geworden.

Nach vier Wochen lösten wir uns aber von dieser Unterkunft; denn wir konnten wieder ein Stückchen unserer Stadt Berlin näherkommen. Unser Gepäck wurde auf die Bollerwagen gebracht. Bei mir waren es drei Koffer, die ich nie allein hätte schleppen können. Hermine hatte ihre Betten und vieles andere Gepäck in zwei zusammengenähten Wolldecken untergebracht und das konnte nur zu zweit getragen werden. So war dieser Wagen geradezu ideal. Und als nun alle ihr Gepäck auf die einzelnen Wagen verladen hatten, konnte die Karawane losgehen. Die Frauen mit den Bollerwagen, die Kinder mit den Kinderkarren und die größeren Kinder hatten noch Einzelteile zu tragen und hinten aufzupassen, dass auch nichts verloren ging. Der Zug, mit dem es vorwärts gehen sollte stand schon da und wir weiter nichts als hinein. Wir bekamen alle Platz und waren glücklich, endlich vorankommen zu können.

Es ging in Richtung Dresden, ein kleinerer Bahnhof war für unser Ziel bestimmt. Wir mussten aussteigen, vielleicht hieß der Ort Radebeul oder Coswig. Unser Zug fuhr ab und ein anderer Zug sollte einlaufen. Der Beamte rief aus, dass alle auf das Gepäck aufpassen sollten wegen des großen Diebstahls. Leider verlor Herta dabei einen ihrer Koffer. Danach mussten wir die Bahnhofstreppen runtergehen und draußen unsere ganzen Sachen auf einen Fuhrwerkswagen laden. Vor diesen Wagen spannten sich zwei deutsche Männer ins Pferdegeschirr und dann ging es weiter nach Riesa an der Elbe. Dort wartete auf der anderen Seite des Flusses der Zug auf uns. Die Brücke war nur zu Fuß zu passieren, denn sie war nur provisorisch in Holz gebaut. Von da fuhren wir in ein kleineres Städtchen, es war ein Bahnknotenpunkt und lag an einem Fluss. Es hieß, auf der anderen Seite des Flusses seien die Amerikaner. Mir war der Name entfallen. Durch ein Telefongespräch mit Christliebe weiß ich nun, dass das Örtchen Wechselburg hieß.

In diesem Städtchen wurde uns ein Kindergarten als Aufenthalt zugewiesen und schlafen mussten wir auf dem Fußboden auf Stroh. Wenn auf dem Hof in großen Waschubern Hauswäsche gewaschen wurde, durften wir auf Bitten die benutzte Seifenlauge benutzen, um von uns einige Stücke Wäsche zu waschen. Nach den vielen Wochen war das wirklich notwendig, wir kamen uns schon heruntergekommen vor.

In diesem kleinen Städtchen war es gemütlich und dem einen oder anderen gelang es, etwas Gemüse frisch aus dem Garten oder ein paar Kirschen zu organisieren. Durch einen erbettelten Platz auf einem Kochherd bei einer jungen Frau, die auf die Rückkehr ihres Mannes aus dem Krieg wartete, konnte ich uns täglich eine kleine Mahlzeit kochen, für meine Kinder, Jutta, Herta und für mich. Bei dem Amt dieses Städtchens bekamen wir Kohlemarken, so dass diese Frau für uns keine Unkosten hatte. Das Datum dieses Aufenthaltes fiel gerade in die Kirschenzeit, die uns dort so köstlich schmeckten.

Als wir nach 14 Tagen hier wieder aufbrachen, trennte sich Tante Elli von uns; sie wollte nicht mehr mit uns so umherzigeunern,<sup>2</sup> sondern lieber die Ankunft ihres Mannes aus der

---

<sup>2</sup> Zigeuner ist ein pejorativer Begriff für Sinti und Roma und sollte heute nicht mehr verwendet werden.

Kriegsgefangenschaft abwarten. Auch hatte sie sich bei einer älteren Dame ein vorläufiges Domizil gesucht.

So fuhren wir vier Familienoberhäupter mit unseren Kindern und unserer Oma nach Berlin. Es war für uns eine Freude, diese Stadt endlich erreicht zu haben, dachten wir doch nun schnell nach Hamburg zu kommen. Wir hatten schon Mitte Juli.

Wir waren im Osten Berlins angekommen, wo wir uns provisorisch in Luftschutzkellern niederlassen konnten. Diese Keller waren aber groß und geräumig, hatten viele Luftschutzbetten und zu unserer größten Freude Wasch-, und Toilettenräume. Solche großzügigen Anlagen haben wir ja sehr entbehrt gehabt. Leider befanden sich in diesen Räumen auch Kleiderläuse und diese Feststellung trieb uns wieder vorwärts. Gleich den übernächsten Tag starteten wir wieder.

Zuerst erkundigten wir uns selbstverständlich, wie wir am besten nach Hamburg kommen könnten. Die Auskunft lautete, dass wir nicht direkt nach Hamburg fahren können, sondern nur soweit wie russische Besatzungsgrenze war. Da es aber keine andere Möglichkeit gab, fortzukommen, entschlossen wir uns die Strecke zu wagen und das bedeutete für uns, erst einmal nach dem Lehrter Bahnhof zu kommen. Von da wurden alle gen Westen befördert. So stellte ich mich morgens um drei Uhr erst einmal noch beim Bäcker an, in der Hoffnung, ein Brot als Wegzehrung zu bekommen. Das gelang auch. Zurück zu unserem Luftschutzbunker standen schon alle bereit, mit allem Gepäck zum Lastauto zu kommen. Mit diesem Auto sollten wir nach dem Lehrter Bahnhof gefahren werden. Leider war das Auto schon fast voll, so dass nur die Kinder wie Lotti, Manfred, Eva-Maria, Marianne, Jutta mit Herta und Reinhard mit dem entsprechenden Gepäck und unsere Oma mitgenommen wurden. Der Motor lief schon eine ganze Zeit und wir wie Hermine, Gretl mit Michael und ich konnten nicht mehr mit unseren Wagen und Gepäck mitgenommen werden.

Ich gab nur Marianne noch das frische Brot rauf und bat darum, mir nur den Knust nachzulassen. Unsere größte Sorge war: „Hoffentlich sehen wir uns abends wieder“! Wir konnten nur noch winken und Herta und Oma wie auch die größeren Kinder bitten, auf alles gut aufzupassen, damit wir uns gesund wiedersehen. Und mit diesem Winken traten dann wir drei den großen Fußmarsch durch Berlin an, die Verzweiflung stand uns in den Augen.

Zuerst erkundigten wir uns bei den Berlinern, die übrigens alle rührend nett waren, nach der Wegstrecke. Uns wurde gleich gesagt, dass alle Brücken die einmal existierten, kaputt seien. Durch ein Provisorium aus Holz wären diese Wege aber begehbar und abends würden wir dann wohl unser Ziel erreichen. Sogar einige U-Bahnstrecken seien schon wieder befahrbar und der Lehrter-Bahnhof dadurch zu erreichen. Wir atmeten tief durch und dann gingen wir tapfer los. Neben dem Gepäck hatte Gretl noch ihren Michael auf dem Wagen.

Der große Marsch nach dem Lehrter Bahnhof forderte unsere ganze Kraft, hatten wir morgens doch noch nichts zu uns genommen, was uns wieder ein wenig hätte aufrichten können. Hunger stand uns im Gesicht geschrieben. Aber kein Selbstmitleid durfte bei uns aufkommen, sondern nur das Ziel Lehrter-Bahnhof mussten wir im Auge behalten.

Als wir vor dem ersten Kanal ohne Brücke standen, mussten wir erst einmal überlegen, wie wir alles ordnungsgemäß nach der anderen Seite bringen könnten, um nichts zu verlieren und alles praktisch zu machen. Zuerst gingen zwei von uns rüber mit entsprechendem Gepäck, einer musste dann drüben warten. Zuletzt kam immer der große Hettensack von Hermine und geschafft war es. Diese Handhabung mussten wir dreimal anwenden und dann konnten wir uns wieder freier bewegen, um dem Ziel etwas näher zu kommen. Wir kamen dabei durch eine schöne Villengegend, eine Frau, sicher die Besitzerin des Grundstücks, sah unsere Fuhre mit dem kleinen Michael auf dem Bollerwagen und bat uns, doch ein wenig zu warten. Dann kam sie mit einer Tüte voll Kirschen für unseren Michael wieder

Solche Gesten machten uns direkt Mut und Tränen standen in unseren Augen. Und dann standen wir vor einem U-Bahn-Bahnhof. Wir erkundigten uns und es wurde uns mitgeteilt, dass wir dreimal umsteigen mussten, um den Lehrter-Bahnhof zu erreichen. Mit unserem ganzen Gepäck nun wieder die Treppen abwärts und wieder rauf und dann in die U-Bahn mit Sack und Pack reinzukommen war schon ein Kunststück.

Bei einem Abstieg in den U-Bahnschacht trafen wir ein Ehepaar und Hermine und ich mussten schrecklich verhungert ausgesehen haben, denn die Frau kam auf uns zu, nahm ihrem Mann das Butterbrotpaket aus der Tasche und schenkte es uns. Wir konnten vor Staunen kein Wort sagen außer „herzlichen Dank“. Deshalb sage ich immer wieder, die Berliner haben ein Herz. Wir bissen gleich in diese Stullen und nach jedem Biss fühlten wir uns gestärkt. Etwas Schöneres hätte uns nicht passieren können.

Diese U-Bahnfahrten forderten von uns unsere ganze Kraft und Aufmerksamkeit. Bekanntlich halten die U-Bahnen nur eine kurze Zeit, denn alle sind termingebunden. So blieb uns nichts weiter übrig, als unsere Habe so schnell wie möglich in die Bahn mehr zu werfen, als zu tragen und dann schnell reinzuspringen und die Türen zu schließen. Dann konnten wir erst einmal wieder Luft holen. Äußerungen wie: „Man sieht, dass die Leute vom Lande kommen“, schluckten wir runter. Was sollten wir Armen auch dazu sagen, wir waren ja nur froh, den Rest des langen Marsches fahren zu können. Und wirklich kamen wir auch da an, wo wir hin wollten: Lehrter- Bahnhof.

Auf dem Bahnsteig dieses Bahnhofes konnten wir erst einmal wieder unsere Gedanken sammeln. Wir wunderten uns nur, dass wir es überhaupt geschafft hatten. Unser Michael hatte sich so standhaft gehalten und uns überhaupt keinen Kummer gemacht, alles hat er mit uns zusammen durchgehalten.

Nun ging die Suche nach unseren Kindern, nach Oma und Herta los. Wo und wie würden wir sie vorfinden? Ja, sie waren verhältnismäßig schnell zu finden und zwar auf dem kleinen Soldatenfriedhof vor dem Bahnhof. Hier tummelten sich die Kinder, hatten schon Öfen zum Kochen aufgestellt und wegen des starken Hungers schon einen Grießbrei gekocht. Reinhard hatte wieder Bauchweh gehabt – Welch ein Wunder auch bei der Kost, wo doch alles fehlte.

Aber unsere Freude war doch groß, alle soweit wieder gesund und munter vorzufinden. Für uns wurde nun auch ein Grießbrei gekocht. Es war wahrscheinlich der letzte Grieß; diese warme Mahlzeit musste nun wieder genügen für die Nacht, die wir im alten Bahnhof verbringen mussten, wieder einmal auf den Koffern so gut es ging.

Am nächsten Tag fuhr dann ein Güterzug nach dem Westen und wir konnten einsteigen. Das war nun für uns etwas ganz Neues, denn bisher wurden wir immer in Personenzügen befördert. Jeder von uns nahm sich pro Familie eine Ecke und so gut es ging versuchten wir alle, unsere Sachen und uns fest in die Ecken zu bringen. Die Güterzüge fahren mit offenen Türen und wir nahmen alle unsere Kinder fest in die Arme, denn jedem von uns war das Fahren mit diesen offenen Zügen doch unheimlich. Die Kinder wagten nicht sich zu bewegen, was ja wiederum gut war und so fuhren wir bis nach Schwerin. Hier mussten wir erst einmal wieder aussteigen und wir konnten uns abwechselnd die Füße vertreten. Außerdem wurde uns die Order erteilt, uns bei den Russen einen Stempel wieder geben zu lassen. Das taten wir denn auch und zwar war das Schloss das Domizil der Russen. Ich habe heute noch das Schloss mit dem wunderschönen See dahinter im Gedächtnis.

Zum Bahnhof zurückgekehrt ging die Fahrt weiter bis nach Hagenow. Wir kamen also dem Westen immer näher. Hier mussten wir wieder eine Nacht zubringen. Nach näherem Umsehen fanden wir ein Wärterhäuschen, das zwar Innen mit Exkrementen versehen war und niemand wollte hineingehen, aber nach näherem Überlegen blieb keine bessere Bleibe und ein Bahnwärter war bereit mir eine Schaufel sowie Eimer und Besen zu geben, um den Fußboden von allem Unrat zu befreien. Nach einer Stunde war das auch geschafft und alle fanden dann die Bleibe für die folgende Nacht sehr erstrebenswert, waren wir dadurch doch wiederum allein und nicht mit Zigeunern zusammen, die wir in den Gängen des Bahnhofes gesehen hatten.

Am nächsten Tag konnten wir weiterfahren und uns wurde gesagt, dass uns der Zug nach Zarrentin bringen würde. Da wäre dann aber die Grenze und weiter könnte man uns nicht bringen. Ein Licht ging uns auf, hatten Herta und ich dort doch eine Cousine namens Anna wohnen. In unserer Not wollten wir uns natürlich an sie wenden in der Hoffnung, erst einmal Unterkunft bei ihr zu bekommen oder bei anderen netten Leuten. Und wirklich, Anna und, ihre ganze Familie nahm uns auf und meine beiden Schwägerinnen und unsere Oma konnten

nebenan bei den Nachbarn unterkommen. Wir waren glücklich, dieses Ziel erreicht zu haben. Hier konnten wir uns doch erst einmal ein wenig erholen. Das taten wir dann auch.

Herta und ich durften mit den Kindern in dem Zimmer der großen Töchter schlafen; Marianne und Gertrud hießen die zwei hübschen Mädchen und gaben uns sogar gern ihre Betten. Herta schlief mit Jutta und ich mit Reinhard zusammen. Marianne bekam zwei Sessel, in die Mitte wurde ein Holzhocker geschoben und so passte sie gerade in dieses provisorische Bett. Nun konnten wir uns auch wieder ordentlich waschen und die Kinder wurden oben, wo sich das Bad befand, gebadet. Das war ein Fest.

Bei unserer Cousine wurde zum Glück immer ein großer Tisch geführt, denn die Familie selbst bestand aus fünf Personen; es gab noch eine kleinere Tochter namens Rita in Mariannes Alter. Da unser Vetter eine große Werkstatt für landwirtschaftliche Maschinen sowie eine Tankstelle und einen Laden mit Nähmaschinen und dergleichen hatte, saß auch immer etwas Personal mit am Tisch. Wir selbst setzten uns an den großen Küchentisch zum Essen. Hinter dem Haus befand sich ein Hausgarten, außerdem etwas entfernt noch ein Gemüsegarten, so dass wir keine Not mehr leiden mussten. Auf unseren noch immer gültigen Lebensmittelkarten bekamen wir Brot, Zucker, Lebensmittel wie Mehl usw. und Pferdefleisch. Da unser Vetter viel Reparaturen für die Russen hatte (Heilmachen der Motorräder) brachten diese unserer Cousine Schwarzbrot und manchmal Butter. Schinken und Mettwürste hingen vom Selbstgeschlachteten im Keller und abends vor dem Zubettgehen stiegen dann die Mädchen ein paar Stufen nach unten und holten uns eine Scheibe der köstlichen Wurst zum Naschen. Wir kamen uns plötzlich wie im Schlaraffenland vor. Abends gab es große Pfannen mit Bratkartoffeln in Speck und Zwiebeln gebraten und hinterher noch Milchsuppe. Ja, an diese Köstlichkeiten muss ich immer wieder denken. Nur konnte unsere Marianne diese fette Kost nach ein paar Wochen nicht mehr vertragen. Sie bekam die Gelbsucht und zwar sehr schlimm. Nun ging es uns verhältnismäßig gut und so konnten wir am täglichen Leben der einzelnen Bürger der kleinen Stadt Zarrentin am Schaalsee teilnehmen. Unser Vetter wurde von den Russen immer wieder gefragt, wo denn nun die Arbeiter dieser Stadt wohnen würden, denn hier in den Häusern würde doch wohl nur die gut situierte Bevölkerung wohnen. Nein, war dann immer seine Antwort, hier überall wohnen Arbeiter, Angestellte, Geschäftsleute usw. Das konnten die Russen überhaupt nicht glauben. Unser Vetter erzählte dann den Russen immer wieder, dass jeder einzelne immer fleißig arbeiten würde und sich mit der Zeit eine eigene Scholle erwerben könnte.

Wir alle, meine Schwägerinnen, meine Schwester und Oma sowie die Kinder gingen unten am See spazieren und pflückten uns Pfefferminze, die wir trocknen wollten, damit wir im Winter Tee hätten. Hierbei überraschten uns Russen und jagten uns weg mit den Worten: „An die Arbeit, nicht rumstehen!“

Morgens marschierten die Russen immer durch das Städtchen und sangen dabei ihre Lieder. Michael und Reinhard warteten schon immer auf dem Bürgersteig auf diese Truppen und marschierten immer ein kleines Stück mit und sangen immer Habutschila, Habutschila!! Das Mitmarschieren machte ihnen Spaß. Zum Glück hatten die Kinder auf dem Hof Bewegungsfreiheiten und konnten zusammen spielen. Auch die Größeren.

Große Sorge bereiteten uns noch die Kopfläuse, die wir uns unterwegs aufgesammelt hatten. Natürlich steckt so was an und da Rita mit den Kindern zusammen spielte, bekam sie auch welche, was unsere Cousine durch das ewige Kopfkratzen bemerkte. Auch bei uns kamen die Läuse raus, dass Kämmen abends nützte nicht viel. Meine Cousine hatte auf dem Boden noch eine Kanne Petroleum stehen und wir mussten alle uns die Köpfe damit einreiben. Darunter hatte nachher Marianne am meisten zu leiden, tat ihr die Kopfhaut doch nachts so weh. Die Läuse waren aber weg. Reinhard lief tagsüber mit einem Turban, gemacht aus einem Geschirrtuch, herum und bei ihm waren die Läuse verschwunden. Auch bei uns anderen und Jutta.

Wenn uns auch unsere Beköstigung keine Sorge bereitete, so machte sich doch die Sorge über unser Fortkommen breit, mussten wir wenigstens doch bis zum Herbst noch nach Hamburg kommen. Man lernte in den Städten außer den Bewohnern meist doch Flüchtlinge kennen, die alle die gleichen Sorgen hatten wie wir. Und manchmal fiel es doch auch auf, dass dieses oder

jenes Gesicht gar nicht mehr zu sehen war. Immerhin waren wir jetzt im Monat September, was sollte nur aus uns werden, wenn wir nicht wegkommen könnten. Jeder streckte seine Fühler aus, um zu erfahren, wie man es schaffen könnte über die grüne Grenze zu kommen. Der Gedanke allein daran verursachte uns ja schon Herzklopfen.

Da der Laden meiner Verwandten derzeit für Geschäftszwecke nicht benutzt wurde, war dort als Flüchtling eine Frau namens Gräfin von R. mit zwei hübschen Töchtern untergebracht. Um die 18-jährige Tochter ängstigte sich Frau von R. sehr und fasste den Entschluss, da diese Tochter eine gute Schwimmerin war, sie an der schmalsten Stelle des Schaalsees zum Engländer rüber schwimmen zu lassen. Irgendwie hatte sie dort auch Verwandte. Und so geschah das dann auch, dadurch war sie diese große Sorge los. Frau von R. selbst ging mit der zweiten Tochter um den See durch das hohe Schilf und kam so auch beim Engländer an. Den selben Weg gingen Hermine und ich auch Anfang Oktober. Wir mussten uns für den Winter so nötig noch etwas warmes Zeug sowie Betten holen, benutzten aber den uns bekannten Fluchtweg und wurden prompt geschnappt. Das durfte uns ja nicht noch einmal passieren. Wir erkundigten uns deshalb bei einem alten Herrn, der in der Nähe des Fluchtweges wohnte, genau danach, wie man sich verhalten sollte, wenn man den Weg um den See benutzen würde, um zu den Engländern zu kommen. Und diese Ratschläge beachteten wir dann auch ganz genau und der Marsch klappte.

Nun aber weiter zu unseren Vorkehrungen, die unbedingt getroffen werden mussten, sollte die Flucht gelingen. Meine Cousine Anna sprach nun auch des Öfteren mit ihren Nachbarn und Bauern, die in den Ort kamen. Dadurch erfuhr sie zuerst einmal von einer tollen Kartenlegerin und zum anderen von einem Landwirt, der bereit war während der stattfindenden Heuzeit von Mitte bis Ende September uns zu den Heuwiesen mitzunehmen. Diese Heuwiesen lagen von sämtlichen umliegenden Bauern zusammen und eine Wiese davon grenzte an Gudow und diese Wiese könnten wir bei der Dunkelheit erreichen. Wir müssten dabei aber ganz vorsichtig vorgehen, vor allen Dingen dürften wir nicht über die Brücke gehen, sondern sollten durch den kleinen Fluss waten, der nicht sehr tief sei. Weiter mussten wir abends auf seinem Hof erscheinen, die Nacht im Heu schlafen und morgens dann ganz früh mit dem Bauer ins Heu fahren. Gepäck durfte aber nur wenig mitgenommen werden, da doch der Marsch über all die Wiesen ziemlich groß sei, für den Tag des Wartens im keinen Wäldchen vor den Wiesen müssten wir uns aber ein wenig Verpflegung mitnehmen.

Jetzt bekamen wir Auftrieb. Meine Cousine bat die Kartenlegerin zu uns und wir drei Frauen, Herta, meine Cousine und ich saßen gespannt mit der Kartenlegerin zusammen um den Tisch. Ich weiß nicht mehr, was sie alles gesagt hat, nur, dass für mich ein Loch frei wäre, durch das ich schlüpfen könnte und ich dadurch in den Westen kommen könnte. Ich wollte fest an diese Aussage glauben und so schloss sich Herta dieser vagen Aussage an. Den Kindern wurde alles genau beschrieben und einige Tage später ging dann unser hoffnungsvoller Marsch los. Vorher unterrichtete ich noch Hermine von unserer Absicht, ebenso Gretl und Oma. Ich beschrieb ihnen, was wir vor hätten und was uns nach dem Sagen des Bauern erwartete, aber es wollte niemand mit.

So traten wir dann an einem schönen Septembertag unseren Marsch an. Vorher machten wir noch Ordnung in unseren Sachen, schleppten unsere Koffer und die Kinderkarren auf den Boden bei unseren Verwandten Soltau, dann schenkten wir Marianne und Gertrud unsere goldenen Armbänder, denn mit Geld hätten wir die vielen Wochen ja nicht bezahlen können. Wir waren glücklich, wenigstens eine kleine Anerkennung der uns zuteil gewordenen Liebe geben zu können. Und so verabschiedeten wir uns von unseren Zarrentinern, sie hatten uns viel geschenkt.

Nach einem schönen Tag durch die Felder und einige Dörfer kamen wir bei dem entsprechenden Landwirt an, der uns mitnehmen wollte. Er bat uns nur, uns so unauffällig wie möglich zu bewegen. Die Kinder wurden instruiert, sich stets leise zu verhalten, da unser aller Leben davon abhängt nicht aufzufallen. Am meisten Angst hatten wir davor, dass Jutta schreien würde und wir dadurch auffallen würden. Sie wurde immer und immer wieder ins Gebet genommen.

Die Sonne stand schon ziemlich tief am Himmel, wir standen vor dem Hof, guckten nach rechts



den Weg runter und siehe, wer kam da mit eiligen Schritten zu uns? Hermine mit Manfred und Lotti!! Unsere gegenseitige Freude war riesengroß, fühlten wir uns dadurch doch gestärkt. Ja, Hermine wollte doch auch schnellstens nach Haus, hoffte sie doch, dass ihr Mann in der Zwischenzeit schon eingetroffen sei. Alle hatten auch nur ein leichtes Gepäck mit. Oma und Gretl waren mit den Kindern aber noch zurückgeblieben, sie warteten auf jemand, der sie führen würde. Uns war so ein Führer überhaupt nicht bekannt geworden.

Es wurde bald an dem Abend dunkel, wir durften den Heustall aufsuchen und dann versuchten wir zu schlafen. Wir erzählten uns dann noch kleine Geschichten über unsere Erlebnisse und schliefen mit den Gedanken ein, evtl. doch richtig gehandelt zu haben.

Der nächste Tag brach an, wir wischten uns mit ein paar Tropfen Wasser den Schlaf aus den Augen, reckten uns ein wenig und dann fuhr der Bauer mit einem großen Arbeitswagen vor. Wir stiegen alle auf den Wagen. Die Kinder setzten sich auf den Boden und wir konnten drüber weggucken und so zusammen den schönen Morgen genießen. Es war eine ziemlich lange Fahrt zu den Heuwiesen. Endlich kamen wir an einem kleinen Wald an, durch den ein Weg zu den Wiesen führte. Hier mussten wir aussteigen, und als wir uns umguckten, sahen wir erschrocken im Abstand von 15 Metern mehrere Russen stehen, die uns beobachteten. Wir riefen den Kindern und uns selbst zu, schnell hinter irgendeinem Busch zu verschwinden; das taten wir dann auch ausgiebig, bis die Russen nach kurzen Gesprächen untereinander verschwanden. Auf dem Wagen waren aber noch Jutta und Reinhard geblieben, denn beide waren eingeschlafen und wir konnten sie nicht so schnell vom Wagen runterholen, da der Bauer im Galopp auf die Wiesen fuhr.

Jetzt guckten wir uns erst einmal die nähere Umgebung an und so entdeckten wir in diesem kleinen Wald eine tiefe Kuhle, die uns für den Tag vor neugierigen Blicken schützen sollte. Wir machten uns so gut es ging gemütliche Lager zurecht und warteten nun darauf, ob sich eine Gelegenheit bot die Kinder von den Wiesen zu holen. Überlegen brauchten wir nicht mehr lange, denn Jutta war nicht zu überhören. Herta lief an den Waldesrand und sah ihre Tochter schon von weitem. Das Weinen dauerte noch einige Minuten und wir hatten nur Sorge, entdeckt zu werden. Daraufhin redeten wir alle auf Jutta nochmals ein, keinen Ton mehr auch kein Schreien von sich zu geben, da unser aller Leben von der absoluten Ruhe um uns herum abhängt. Marianne schlief fast den ganzen Tag, da sie von der schweren Gelbsucht sehr geschwächt war. Diese Krankheit und die kaputte Kopfhaut nach der Petroleumkur gegen die Kopfläuse beflügelte mich besonders zur Eile nach Hamburg, hatten wir dort doch einen guten Arzt und die Krankenkasse.

In der Zwischenzeit, da alles ruhig geblieben war, versuchten wir alle nacheinander mal über den Rand der Kuhle zu gucken. Wir sahen durch die Büsche und Bäume in der Ferne, dass die Bauern fleißig beim Heuen waren. Ich fasste mir dann den Mut nach Reinhard zu suchen, der sich ja noch auf den Wiesen befinden musste. Jedenfalls hoffte ich das. Beim Suchen stieß ich dann endlich auf einen großen Heuhaufen auf dem er selig schlummernd lag. Ich bedankte mich bei den lieben Menschen, nahm meinen Jung an die Hand und ging mit ihm in unsere Kuhle, in der wir uns ganz heimisch fühlten.

Es wurde Abend und der Bauer kam zu uns und bat mich, mit ihm an den verdeckten Waldrand zu komme, damit er mir erklären könne, wie wir gehen müssten, um auf die andere Seite ohne Komplikationen zu kommen. Ich prägte mir alles genau ein, was er mir an Instruktionen mit auf den Weg gab – noch heute sehe ich den Weg vor mir. Vor allen Dingen sollten wir nicht über die Brücke gehen, da dort meistens russische Bewachung sei. Und dann immer rechts gehen, sonst würden wir zu den Stellungen der Russen kommen. Ein Mühlstein legte sich mir in den Magen, welche eine Verantwortung war es, mit drei Erwachsenen und fünf Kindern über die grüne Grenze nachts zu gehen. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr, nur noch ein Vorwärts. Und so kam die Nacht; so gegen 12 Uhr nachts, wir konnten die Zeit nur schätzen, brachen wir auf. In der näheren Umgebung hörten wir ab und zu ein Knacken, sicherlich waren das genau solche Grenzgänger wie wir, nur nicht mit soviel Kindern waren sie unterwegs.

Zuvor muss ich noch den Opfermut meiner Schwägerin Hermine mitteilen, die sich den ganzen Tag darüber Gedanken gemacht hatte, wie Herta und ich es schaffen würden, mit den Kleinen und Marianne an der Hand und dem Gepäck, wenn es auch nicht viel war, rüber zu kommen.

Sie bot sich an, unser Gepäck und das ihre zu einem langen Bündel zu machen und dieses Bündel, es war ganz gewiss nicht leicht und die Bänder schnürten sehr, sich auf den Rücken zu schnüren; dann könnten wir unsere Kinder auf die Schultern nehmen, damit wir besser vorwärts kommen.

Ich mochte dieses Opfer gar nicht gerne annehmen, aber nach längerem Überlegen kam ich zu der Überzeugung, dass Hermine mit dieser Tat mir einen großen Stein vom Herzen nahm und der vor uns liegende Weg dadurch wesentlich leichter zurückzulegen wäre. Uns so geschah es dann auch, die Ärmste hatte schwer zu tragen.

Nun waren wir alle bereit. Manfred und Lotti waren ja schon vorbildliche Fußgänger, sie zeigten keine Angst im Gegensatz zu Marianne, die sich zitternd an meine Hand klammerte. Ich ging vorweg, alle kamen hinterher, Mut und Kraft geleitete uns den Nachtmarsch hinter uns zu bringen. Plötzlich standen wir vor der Brücke. Aber Welch ein Wunder, kein russischer Posten war da und wir gingen über die Brücke und nach vielem Suchen fanden wir einen ausgetretenen Wiesenpfad. Diesen Pfad gingen wir immer weiter und weiter, es kam uns schon so vor, als dämmere der Himmel, den Gesang der Russen, die wahrscheinlich in dieser Nacht stark gefeiert hatten, hörten wir nur noch als leise Kulisse, so dass wir doch wohl weit von ihnen entfernt sein müssten. Plötzlich sahen wir einen Graben und auf der anderen Seite davon einen Stacheldraht gespannt. Hermine gab ja den ganzen Weg über keinen Schmerzenslaut wegen des einschneidenden Gepäcks von sich, aber nun meinte sie doch: „Wie weit ist es denn noch, Lenchen?“ Ja, genau konnte ich ja auch nichts sagen, aber da wir einen ausgetretenen Grabenübergang erreicht hatten, meinte ich, hier wollen wir versuchen, rüber zuspringen und dann durch den Stacheldraht durchklettern. Das große Bündel nahmen wir Hermine erst einmal ab, dann sprangen Manfred und Lotti rüber. Ich reichte ihnen die Kleinen zu, Marianne sprang auch, ebenso halfen wir Hermine und Herta sowie mir. Den Draht bogen wir so gut es ging auseinander und schlüpfen dann alle hintereinander durch. Nun befanden wir uns auf einer Wiese, die wir natürlich auch nicht kannten, gingen aber zum nächsten Stacheldrahtzaun, dahinter wir eine Weide mit grasenden Kühen und melkenden Frauen sahen. Noch mochten wir ja nicht jubeln, sondern verhielten uns ruhig. Doch ich fasste dann Mut, zu den Frauen zu gehen und sie zu fragen, ob wir uns in der westlichen Zone befänden. Man wollte mir keine Antwort geben, denn wahrscheinlich hatten die Frauen Angst, dass wir Quartier suchten. Von dieser Angst aber konnte ich sie befreien, denn wir wollten nur wissen, wie der Weg nach Hollenbek sei, da wir dort Verwandte hätten und von dort wollten wir dann nach Hamburg weiterfahren. Daraufhin sagte uns die Frau, sie melkte ihre Kuh ruhig weiter, dass wir auf einer Wiese vom Gut Gudow wären und wenn wir nach Hollenbek wollten, müssten wir über diese Wiese zum Tor gehen, von dort ging es durch einen kleinen Wald und kämen dann weiter zur Chaussee rechts nach Hollenbek.

Jetzt plumpsten uns alle Steine von der Seele, wir machten so schnell wie möglich, dass wir zu dem kleinen Wald kamen. Ein schöneres Morgenerwachen als den damaligen haben wir wohl noch nicht erlebt gehabt. Die Sonne stand schon am Himmel und es sah ringsherum unwirklich schön aus durch die zauberhaften Spinnweben zwischen den wunderschönen Tannen und Sträuchern. Unsere Herzen jubilierten und unsere Augen strahlten, dass wir es geschafft hatten, endlich dorthin gekommen zu sein, wohin wir uns schon so lange gesehnt hatten. Wir suchten erst einmal alle einen Busch auf, denn das war dringend nötig nach dem langen Nachtmarsch und nach dieser allgemeinen Erleichterung gingen wir frohgemut auf die Chaussee gen Hollenbek und konnten dann nach dem langen Fußmarsch endlich bei Tante Marie „Guten Tag“ sagen, ebenfalls bei Berta und Fritz, die uns alle lieb und nett aufnahmen. Wir wurden beköstigt, durften uns Äpfel aufsuchen und schlafen taten wir die nächste Nacht mal wieder im Heu oben auf dem Boden. Berta gab uns dann die entsprechenden Zudecken für den Boden. Wir schliefen alle traumlos und schön bis zum frühen Morgen. Wir bekamen noch Frühstück mit herrlichem selbstgebackenem Brot, Butter und selbstgemachtem Käse, wir fühlten uns alle erleichtert wie im siebten Himmel.

Wir gingen morgens alle noch mal durch die schönen Gärten, sammelten uns noch einige Äpfel als Wegzehrung auf und dann verabschiedeten wir uns bei Tante Marie. Sie war auch schon über 80 Jahre alt, sah aber noch so frisch und rund im Gesicht aus. Bei Fritz und Berta sowie

den Töchtern Greta und Lisa bedankten wir uns für die liebe Aufnahme von uns allen und dann ging es zur Eisenbahn, die damals noch fuhr und mit unserer Fahrkarte von Hirschberg bis Hamburg stiegen wir dann in den Zug ein und ab ging es nach Hamburg. Hermine fuhr in ihr zum Glück heilgebliebenes Haus mit Manfred und Lotti nach Rahlstedt, wo, wie ich glaube Fritz schon war und wir fuhren erst einmal mit zu Herta in die heilgebliebene Wohnung nach Wandsbek, wo wir circa acht Monate zuhause waren. Dann zogen wir, unser Herbert kam drei Tage nach uns aus Bayern in Hamburg an, nach Rahlstedt, wo wir dank des Bauamtes und des Fleißes von Herbert erst einmal eine selbständige Bleibe fanden, denn auch das Haus meiner Eltern war den Bombennächten zum Opfer gefallen.

Gretel kam mit unserer Oma, Michael und Eva-Maria wenige Wochen nach uns in Rahlstedt an; Hermine und Fritz nahmen alle auf. Sie hätten damals ja auch noch nicht gewusst, wohin sie ihre Schritte hätten lenken sollen, das richtige Wohnen fand erst ein paar Jahre später statt.